

# Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

40. Jahrgang

Donnerstag, 28. Dezember 1972

Nummer 12

Dr. Stefan Karwiese (Österreichisches Archäologisches Institut)

## Die Ausgrabungen in Aguntum im Jahre 1972

Verstärkte Aktivität und wiederum eine längere Dauer waren die äußeren Charakteristika des insgesamt 41. Grabungsjahres in Aguntum<sup>1)</sup>: So währte die Kampagne 1972 vom 2. Juli bis zum 21. September und konnte damit an die langen Saisonen der Miltner'schen Ära in den Fünfzigerjahren anknüpfen. Die lokale Leitung oblag dem Berichterstatter<sup>2)</sup>, dem VB Franz Prascsaits als Restaurator zur Seite stand. Daneben fungierten als Grabungsassistenten der türkische Diplomarchäologe Recep Meric (5 Wochen) und stud. phil. Rudolf Goth (6 Wochen); die Bearbeitung der Kleinfunde besorgte stud. phil. Sylvia Rasser (6 Wochen); als Helfer und Grabungsaufsichten wurden die Gäste cand. phil. Gertraud Rauch (4 Wochen) und Frederick Mc-Cormick (New York, 6 Wochen) eingesetzt. Die Feldarbeiter rekrutierten sich wie in den vergangenen Jahren aus Schülern der Umgebung, wobei maximal 31, durchschnittlich aber nur 21 Mann tätig waren.

Ursprünglich war geplant gewesen, im Thermenkomplex (Abb. 1 und 10) nach

weiteren Resultaten zu den Vorgängerbauten<sup>3)</sup> zu suchen, um zu neuen Erkenntnissen über Gestalt und Grundriß der ältesten Gebäude der Stadt zu gelangen. Das schlechte Wetter jedoch, das durch Wochen hin jeden Tag Regen brachte, ließ die Erde nicht genügend austrocknen und verhinderte so die feineren Arbeiten. Dies war besonders bedauerlich im Falle des Frigidariums (des Kaltbades, R 105) der trejanisch-hadrianischen Therme (II), dessen Mauern über dem Caldarium (dem Warmbad) der älteren, augusteischen Therme (I) liegen: Hier sollte nämlich (nachdem der Bodenbelag, ein starker Mörtelstrich, bereits im Vorjahr sorgfältig abgetragen und zur Bereitstellung für eine Neuverlegung ins Depot übergeführt worden war) die Hypokaustis (die Unterflurheizung) entfernt u. deren Boden durchschlagen werden, um die darunterliegenden Reste freizulegen. Als damit begonnen wurde, stellte sich heraus, daß der Raum gar keine Heizung mehr besaß, sondern daß diese nach einer - vielleicht bei einem der Alemannen-Überfälle im 3. Jahrh. n. Chr. erfolgten - Beschädigung nicht mehr in-

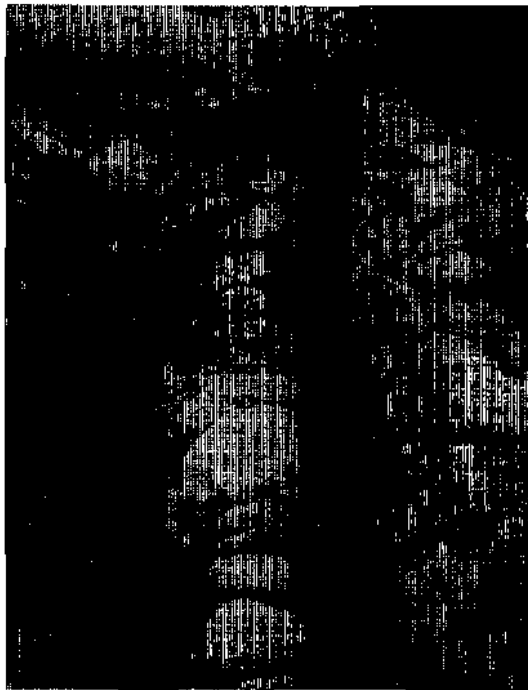
standgesetzt worden war; statt dessen hatte man den Heizraum mit Schutt aufgefüllt und darüber einen neuen Gußboden angelegt. Die Füllung enthielt nun derart viel Reste des ehemaligen Wand schmucks des Frigidariums, nämlich nicht nur polychrome, sondern mehrere Fragmente floraler Wandmalerei, daß hier mit äußerster Vorsicht Stück für Stück gehoben werden mußte. Der Regen behinderte diese Arbeit jedoch so stark, daß das Projekt aufgegeben und auf das folgende Jahr verschoben wurde. Immerhin war auf diese Weise auch eine neue Erkenntnis zur Geschichte des Bauwerkes (Therme II) gewonnen.

Nur im Norden des Komplexes gelang es in R 112, ein Detail zu ergänzen, nämlich die alte Begrenzungsmauer der Therme I und deren Vorgänger an mehreren Stellen freizulegen und so den bereits vermuteten Verlauf derselben zu bestätigen. Allerdings war es nicht möglich, einen Anhaltspunkt für den Eingang zur Therme I zu finden, da die Mauern durch die späteren Überbauungen vielfach unter die alten Böden und Niveaus abgetragen worden sind. Wichtig war aber eine östlich der älteren Therme auf die genannte Begrenzung stößende Mauer, von der schon in früheren Jahren Teile weiter südlich angeschnitten worden waren; es handelt sich dabei offensichtlich um die östliche Grenzmauer des alten Badebezirkes.

Vor der Westfront der Therme II wurden mehrere Sondierungen vorgenommen, um die vorgelagerte Porticus (R 113a) in ihrer gesamten Länge zu erschließen und zu untersuchen. Dabei wurden auf dem Brandniveau, das von der Zerstörung des Jahres 406 n. Chr. stammt, 20 Halb-Cententionales (das sind kleine Bronzemünzen ab der Mitte des 4. Jhs. n. Chr.) gefunden; wahrscheinlich wurden sie verloren, als die Badegäste in wilder Panik aus der Therme stürzten, um sich vor den eingedrungenen Barbaren in Sicherheit zu bringen. Einige Überraschung erbrachte beim Tiefergraben vor dem nordwestlichsten Raum (R 116) des



(Abb. 1) Gesamtansicht des Thermenkomplexes von Westen. Die älteren Mauern sind im vorderen Mittelgrund (Apsis) und rechts daneben (abgeböschter Teil) zu erkennen.



(Abb. 3) Bärenschädel (Konservierung und Restaurierung F. Prasesalts).

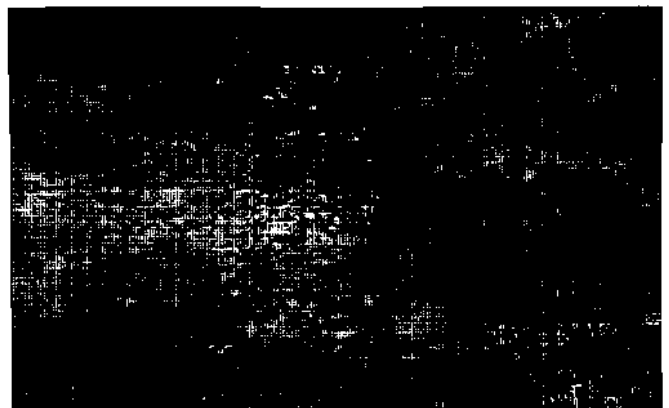
(Abb. 2) Nordmauer der Thermen II mit vorgelagerter Schutzmauer (links).

Gebäudes eine aus großen Backsteinen gelegte Mauer (Abb. 2), die parallel zur Außenmauer nach Norden und um die Ecke nach Osten verläuft: Der stratigraphische Befund ergab, daß diese Mauer vor dem wohl als „Büro“ und Bademeisterwohnung zu identifizierenden Raum (R 116) nach dessen Anbau an den Eingangssaal (R 113) der Thermen vorgesetzt wurde; der Zweck war wohl, die Hypokausts dieses Raumes etwa vor Feuchtigkeit zu schützen, denn die exponierte Lage knapp vor einer allerdings nicht sehr hohen Geländestufe brachte es mit sich, daß die Mauern bei jedem Regenguß den hügelabwärts fließenden Sturzbächen ausgesetzt waren.

Wie bedeutend diese Abwehrmaßnahme ihren Erbauern erschien, geht aus einem ganz besonderen Fund hervor: Hinter der vorgeblendeten Mauer fand sich nämlich das vollständig erhaltene - wenn auch nicht mehr in bestem Zustand befindliche - Schädel skelett eines Bären (Abb. 3); der Fundort (Abb. 10) deutet ein Bauopfer an, aber es steckt noch mehr dahinter: Auf Grund der glücklichen Funde in den alpinen Bärenhöhlen<sup>4)</sup> haben wir eine recht gute Vorstellung von der Beziehung der paläolithischen Menschen zu ihrem kostbarsten Jagdwild, dem Bären; mit diesem verband sie nicht nur der profane Wunsch nach Beute, sondern vor allem auch - abgesehen von der ewig menschlichen Jagdleidenschaft - der Komplex religiöser Ideen<sup>5)</sup>. So begrub man Bärenschädel, ohne deren Hirn, den köstlichsten Leckerbissen, durch Aufschlagen der Schädeldecke entnommen zu haben, in der Meinung, den Bären damit zu besänftigen und sein Wiederkommen<sup>6)</sup> zu gewährleisten. Zugleich aber war der Bärenschädel auch ein apotropäisches, ein unheilabwehrendes Symbol. Wenn unser Aguntiner Fund - gemäß der relativen Chronologie muß er aus dem 2. oder 3. Jahrh. n. Chr. stammen - auch nur eines der üblichen Bauopfer darstellt, so scheint dieses doch ganz, und sei es noch so unbewußt, der uralten, paläolithischen Tradition verpflichtet; freilich wird man in der römischen Zeit nur noch das Abwehrende darin erkannt haben, der Rück-

kehrzauber mittels des nicht-verzehrten Hirnes<sup>7)</sup> war natürlich schon längst in Vergessenheit geraten. Immerhin haben wir hier eine neuerliche Facette jenes Phänomens vor uns, daß sich nämlich in den Alpenregionen und offenbar ganz besonders in Osttirol bestimmte Formen nicht nur über Jahrhunderte, sondern über Jahrtausende, ja sogar Jahrzehntausende hinweg erhalten haben, und sei es auch nur in einer Art, die mit dem Urbild scheinbar gar nichts mehr gemein hat.

(Abb. 4) Der nordwestlichste Raum der Thermen II (R 116) von Osten: Beispiel für die Zerstörung durch klimatische Einflüsse.

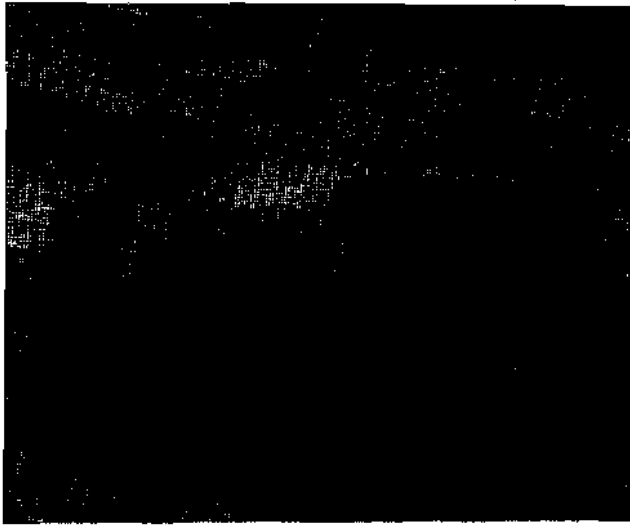


Später wurde das Außenniveau der Thermen erhöht, und die Porticus angebaut. Damals verschwand auch die Schutzmauer unter der Erde, ihre Funktion übernahmen nun die Porticus.

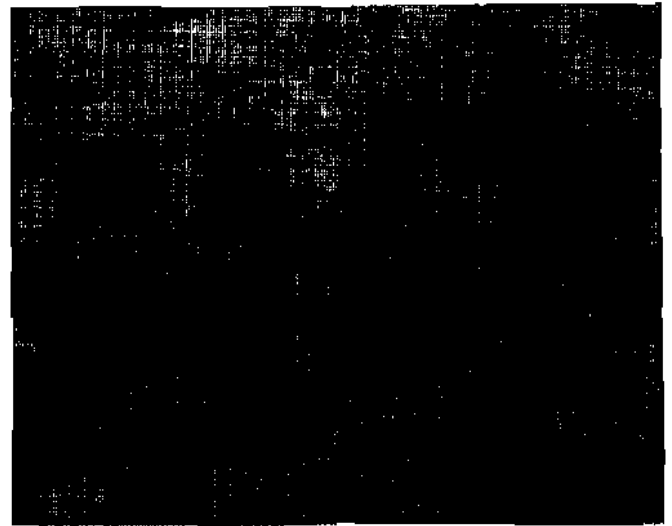
Obleich der Thermenkomplex im Berichtsjahre archäologisch nur die zweite Rolle spielte, galt ihm dennoch das Hauptaugenmerk der ganzen Kampagne: In den Jahren seit 1967 war es wegen der ständigen Winterschäden immer wieder notwendig gewesen, hier und dort mit Hilfe eines Maurers Ausbesserungen und teilweise auch Wiedererrichtungen vorzunehmen. Aus diesem Grunde wurde schon 1970 das Projekt eines Schutzbaues über der ganzen Anlage ventiliert<sup>8)</sup>; freilich ist es wegen des hohen Kostenansatzes bisher noch zu keiner Kon-

kretilisierung gekommen, obgleich es ja immer deutlicher wird, daß die österreichische Archäologie nur wenige solcher Schätze wie dieses Gebäude besitzt, an dem die ganze Geschichte der Stadt und darüber hinaus sogar des gesamten Bezirkes abgelesen werden kann. Der Winter 1971/72 hatte die Thermen nun besonders stark in Mitleidenschaft gezogen, so daß ganze Mauerpartien und Räume einfach auseinanderzufallen drohten oder sogar schon eingestürzt waren (Abb. 4). So mußte zu einer

Sofortmaßnahme gegriffen werden: 9 Wochen lang waren zwei Mann, der Maurer Chrysanth Tbaler und der Hilfsarbeiter Leo Granig von der Fa. Sapinski, Lienz, an der Arbeit; ihnen ist es gelungen, die Thermen fürs erste zu retten. Mit der unglaublichen Hingabe und dem richtigen Gefühl für die alten Mauern, die der genannte Maurer an den Tag legte, mag sogar etwas geschaffen worden sein, das man in gewisser Beziehung als neu bezeichnen darf: Wo die Mauern nämlich noch zusammenhielten, wurden sie nicht abgetragen (das würde im Falle der Thermen oft auch Unwiederbringliches zerstören), sondern bis ins Mark hinein mit Beton ausgegossen und gesichert; an manchen Stellen war ein Wiederaufbau vonnöten, wie etwa bei eingebrochenen Heizgewölben unter einem Becken



(Abb. 5) Nordwanne des Caldariums (R 100) von Therme II nach der Restaurierung (Wiederaufbau der Gewölbe des Heizraumes, Sicherung der Mauern und Ausgleichen des Wannensbodens mit originalgefärbtem Beton).



(Abb. 6) Tepidarium (R 104) von Therme I und II nach der Restaurierung; unter den jüngeren Heizgewölben die älteren Mauern mit Resten der Pfeiler des Heizraumes von Therme I: Beispiel der Erhaltung von übereinander gelagerten Bauperioden (gesichert wurden die Mauern und Gewölbe; die Schuttaufhäufung zwischen den beiden Gebäuden wurde mit vermörtelten Steinen abgedichtet).

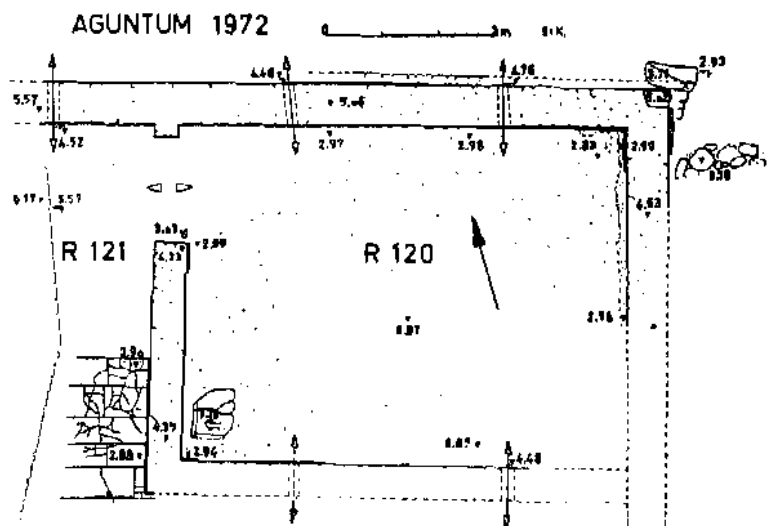
(R 100), das es zu erhalten galt (Abb. 5). An anderen Stellen sollte das Übereinander der einzelnen Perioden - durch Sondierungen sichtbar gemacht - nicht wieder verschüttet, sondern für den Besucher erhalten werden (Abb. 6); dazu waren aber geschickte Unterfänge anzulegen, die nicht wie originale Mauern aussehen durften. Insgesamt ist hier in 300 Arbeitsstunden ein großes und vor allem denkmalpflegerisches Werk fast vollendet worden (zwei Räume fehlen noch); und der Aufwand von fast 20 t/Beton spricht für sich selbst. Damit aber nun der ganze Komplex nicht wie ein moderner Zementhaufen anmutet, wurde der noch frische Mörtel stets mit den Resten von originalrömischem Putz beworfen.

Dennoch muß gleichzeitig und zum wiederholten Male betont werden, daß damit noch nicht die Endlösung des Problems erreicht sein kann, denn die Winter werden weiter nagen und die Mauern sprengen, so daß wir in 3 bis 5 Jahren wieder am Ausgangspunkt angelangt sein werden, wenn nicht doch etwas geschieht; um winterfeste Mauern zu erhalten, müßte man diese vorher völlig abtragen und neu aufführen, wofür jedoch neben den ungeheuren Kosten die Originalität verloren ginge - in Aguntum ist diese aber bisher bewahrt geblieben. Eine Festigung der Mauern ist übrigens auch unter einem Schutzdach notwendig. Und so soll an dieser Stelle noch einmal das dringende Verlangen nach einem Schutzbau zum Ausdruck kommen, einem Schutzbau, der gerade jetzt - bevor die Therme noch ein zweites Mal mit Beton ausgegossen werden muß! - im richtigen Augenblick errichtet würde; freilich kann ein derartiges Projekt nicht von den offiziellen Stellen allein getragen werden, sondern muß auch von privater Seite Unterstützung finden.

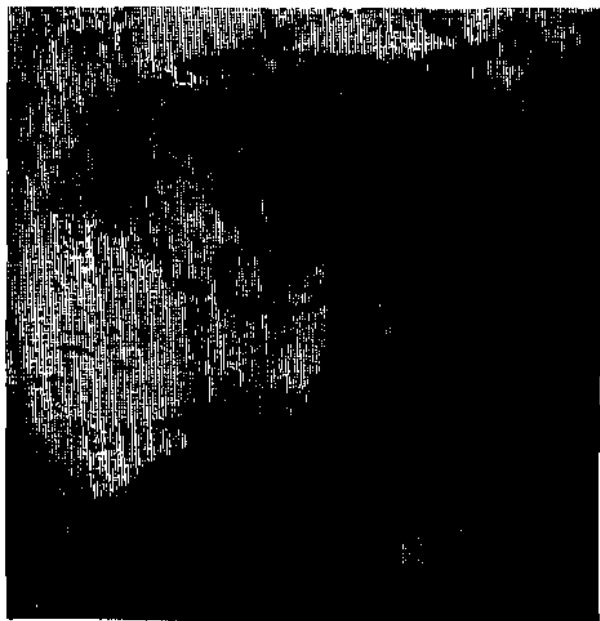
Da das Schlechtwetter - wie schon erwähnt - die feineren Grabungsarbeiten unmöglich machte, mußte nach einem anderen Betätigungsfeld gesucht werden, wo es nicht so sehr auf die Genauigkeit der Erdbeob-

achtung ankam, sondern wo in erster Linie nur Aufschüttungen abzugraben waren. Eine solche Aufgabe hatte sich schon im Vorjahre angekündigt, als nahe der südlichen Grundgrenze des Grabungsfeldes, südwestlich der Therme, eine Mauer neben dem Decumanus I sinister angeschnitten wurde, die vorläufig als Rückwand von Tabernen oder einer Porticus gedeutet werden konnte<sup>9)</sup>. Eine weitere Untersuchung war schon deshalb von besonderem Interesse, weil Art und Grundriß der Bauten an dieser Stelle vielleicht sogar wirkliche Rückschlüsse auf ihre Situation innerhalb des Stadtplanes erlauben würden, die Vermutung, daß hier etwa der Ostteil des Forums angetroffen werden könnte, lag als Möglichkeit nahe). Die Verschüttung durch die nachantiken bzw. mittelalterlichen und neuzeitlichen Muren des Dehantbaches war in diesem Bereich besonders hoch, so daß eine wahre Materialschlacht geschlagen werden mußte, die auch den Einsatz eines gemieteten Förderbandes notwendig machte.

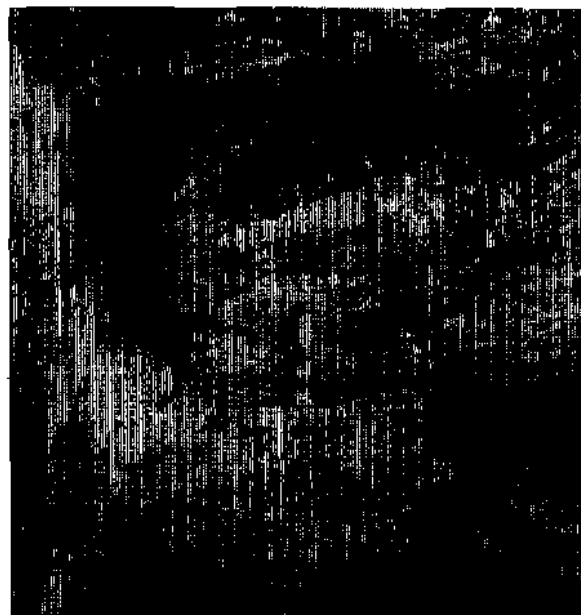
Die genannte Mauer folgt zwar der Linie des Decumanus I, der zweiten Hauptstraße von Aguntum, ist aber um 2,5 m nach Süden versetzt. Es stellte sich nun heraus, daß sie nach wenigen Metern nach Süden umbiegt, wo sie in den angrenzenden Grund läuft; desgleichen war sie weiter nach Westen in Richtung Dehantbach zu verfolgen (Abb. 7). Als erstes war nun klar, daß hier vom Decumanus eine rechtwinklige Abzweigung nach Süden führt; es stellte sich weiters auch bald heraus, daß diese Straße ein Gefälle von Nord nach Süd aufweist, wie übrigens eine Ost-West verlaufende Geländestufe schon aus dem weiter östlich aufgefundenen Stück der südlichen Begrenzungsmauer des Decumanus hatte erschlossen werden können<sup>10)</sup>. Daß es sich dabei um eine stark frequentierte Straße gehandelt haben muß, auf der auch Fuhrwerke verkehrten, zeigt ein großer und schwerer Stein an der Ecke der neu ausgegrabenen Mauer, der verhindern sollte, daß die Radnaben diese beschädigten.



(Abb. 7) Grundriß von R 120 und 121.



(Abb. 8) Blick über R 120 und 121 von Osten. Im Hintergrund eine neuzeitliche Trockenmauer (vor 1882).



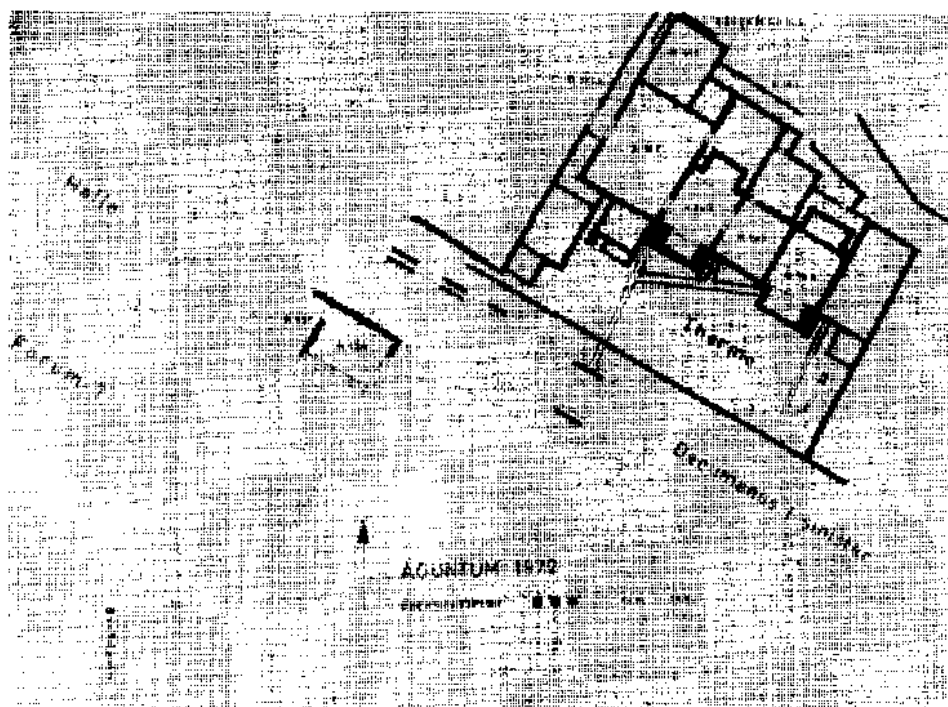
(Abb. 9) Das Pflasterkapitell in R 120: Bei der Brandzerstörung von 406 hatte der Marmor so schwer gelitten, daß die Profile beim Absturz fast vollständig abgelöst wurden, und nur noch der Kern ganz blieb (die abgebrochenen Fragmente konnten zum Großteil aber sichergestellt werden; 1973 soll der Block restauriert werden).

Bei der weiteren Ausgrabung dieses Teiles, die übrigens fast die ganze Zeit der Kampagne in Anspruch nahm, wurde ein Raum (R 120) festgestellt, der in die Mauer-ecke neben der Straße eingebaut ist (Abb. 8). Während diese Mauer eine Drelte von 0,75 m (= 2,5 römische Fuß) besitzt, weisen die Mauern des Raumes nur 0,60 m = 2 Fuß auf; der Raum selbst hat eine Länge (Ost-West) von 7,90 m = fast 27 Fuß und eine Breite (Nord-Süd) von 5,85 m = 19 Fuß. Der Eingang liegt in der Nordwest-Ecke. Sämtliche Mauern sind hier mehr als mannshoch erhalten und daher in Aguntum neben dem „Haus mit dem Tonnengewölbe“ nördlich des Atriumhauses einmalig. Es fällt dabei auf, daß keine Fenster vorhanden sind, sondern nur je zwei Luftschlitze an der Nord- und Südseite. Den Boden bedeckt ein teilweise sehr feiner Gußestrich, der in der Mitte des Raumes, nahe der Tür, stark abgetreten ist. Der Umstand, daß hier weder Fenster (Oberlichter mögen natürlich vorhanden gewesen sein) noch eine Hypokausta (Unterflurheizung) eingebaut sind, macht es unmöglich, das ganze als Wohnraum anzusprechen; vielmehr muß es sich um einen offiziellen Bau handeln, der freilich nicht nur aus diesem einen Raum bestand: Gleich anschließend im Westen wurde nämlich eine schöne Marmorplasterung gefunden (R 121), die sich über die Süd-mauer des R 120 hinaus weiter nach Süden erstreckt. Weiters wurde ein großer, nur noch schlecht erhaltener Marmorblock entdeckt, der als Pflasterkapitell (Abb. 9) identifiziert werden konnte; ein gleiches Stück war schon 1899<sup>11)</sup> höchstwahrscheinlich an derselben Stelle zutage gekommen: es befindet sich jetzt im Ferdinandeum in Innsbruck. Während dieses Kapitell offensichtlich noch lange Zeit an seinem Platz, d. h. auf einem Pflaster liegen geblieben sein muß, um später von Muren verschüttet und wieder ausgegraben zu werden, ist das neuaufgefunde-

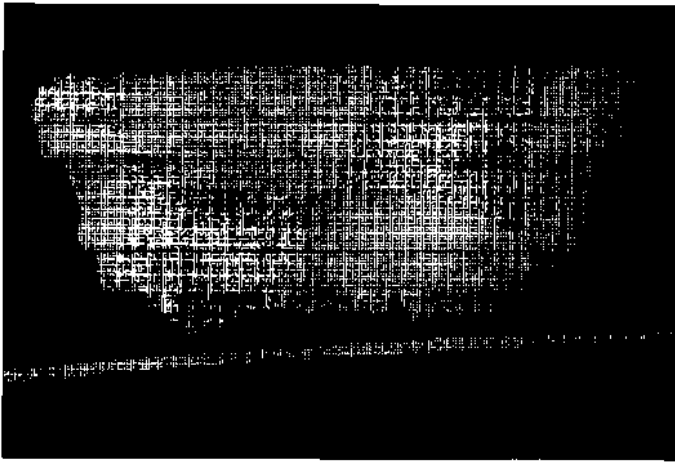
dene bereits während der Katastrophe von 406 n. Chr. auf den Boden von R 120 gestürzt.

Auf Grund des bisher Ergrabenen können wir freilich nur wenig aussagen; dies wird erst möglich sein, wenn der südlich anschließende Grund (Weingartner), in dem ja vor allem die Vorderfront des Gebäudes steckt, für die Grabung erworben werden kann. Immerhin wäre es denkbar, weiter westlich, zwischen den einzelnen Gründen und dem Bachdamm, schon im nächsten Jahr eine Sondierung vorzunehmen, wenn diese von der Agrargenossenschaft Strubach bewilligt wird. Vorläufig sind wir bezüglich

der Identifizierung des Bauwerkes also noch auf Vermutungen angewiesen: Es wurde bereits postuliert, daß es sich um eine offizielle Anlage handeln muß, die schon wegen der bisher festgestellten Maße nicht klein gewesen sein kann; am ehesten ist dabei an eine Ost-West gerichtete Halle zu denken, wie solche meistens das Forum, den Marktplatz und Mittelpunkt einer römischen Stadt, an einer, mehreren oder sogar allen Seiten begleiteten. Das Forum von Aguntum würde demnach also südlich davor, unter dem Weingartner-Grund und dem Debantbache anzunehmen sein, (Abb. 10). Die Halle (oder Basilika) selbst



(Abb. 10) Übersichtsplan der Therme und der Mauern südwestlich derselben



(Abb. 11) Der Weihstein  
an HECATE (Marmor)

scheint einschiffig gewesen zu sein, vermutlich mit einer frontalen Pfeilerstellung, wie die beiden Kapitelle andeuten könnten. Im Schutze dieser Halle werden die Aguntiner Kaufleute und Händler ihre Geschäfte abgewickelt haben, vielleicht waren hier auch Stände aufgestellt. Wozu allerdings der Raum R 120 diente, kann vorläufig noch nicht gesagt werden; immerhin erinnert er an die Chalkidika genannten, Flügelbauten an Basiliken, die sowohl als Versammlungswie auch als Aufenthaltsräume verwendet wurden<sup>12)</sup>. Die Errichtung des Gebäudes ist wegen der Schichtenzusammenhänge etwa in der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. anzunehmen.

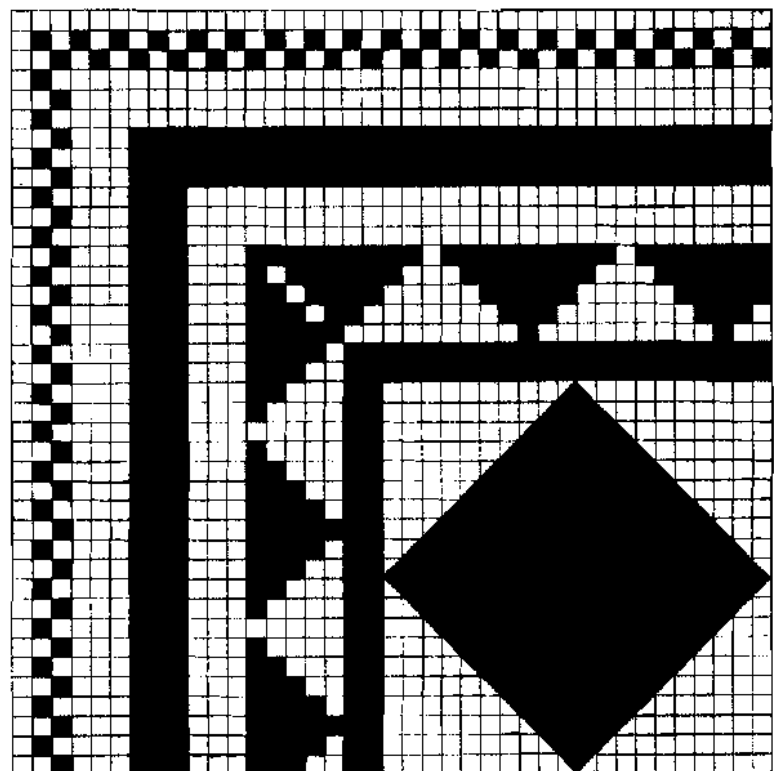
Ein interessanter Fund wurde außerhalb der Anlage, auf dem Zerstörungsniveau des Decumanus I sinister von 400, gemacht: Hier steckte im Brandschutt der Obertell (Abb. 11) eines Weihsteines, auf dem noch die erste Zeile lesbar ist, nämlich HECATE (statt HECATAE = „Der Hekate“). Die griechische Göttin Hekate war dreileibig und galt u. a. daher auch als Herrin der Kreuzwege, besonders der dreiteiligen (triviae); von den Römern wurde sie Hecuba genannt. Nur verwundert es natürlich, daß hier die griechische Form (allerdings in lateinischen Lettern) auftritt, würden wir doch HECVBAE erwarten. Soviel zu sehen ist, scheint es bis auf den griechischen Bereich selbst und Rom nur noch zwei Inschriften der Aguntiner Art zu geben, nämlich in St. Oswald bei Laibach und in Trier: Während der Stifter bzw. Auftraggeber derjenigen in Trier ein echter Römer war, erscheint jener von St. Oswald als gebürtiger Grieche. Von vornherein muß ja klar sein, daß nur jemand, der selbst Griechisch sprach oder längere Zeit in griechischsprachigen Landen gewohnt hatte, den griechischen Namen einer sonst allgemein mit ihrem lateinischen Namen benannten Gottheit verwendete. So können wir mit Recht annehmen, daß der Stifter der Aguntiner Weihinschrift Grieche war<sup>13)</sup>, etwa ein Händler, der sich hier niedergelassen hatte. Dies ist auch deshalb nicht weiter unwahrscheinlich, weil wir auch anderswo z. B. am Magdalensberg in Kärnten, von griechischen Kaufleuten wissen, die entweder über den Balkan oder Aquileia nach Noricum gelangt waren. Auf Grund der schön gemeißelten Buchstaben (es sind auch noch Reste einer roten Färbung derselben erhalten) wird der Stein wohl noch in das 1. Jahrh. n. Chr. zu datieren sein.

Die Kampagne 1972 hat insgesamt einen Aushub von etwa 1.500 m<sup>3</sup> bewältigt; dies wurde fast ohne Maschinen erreicht. Während die Hauptmasse des Schuttes vorläufig in einer großen Deponie neben dem Thermenkomplex aufgeschüttet wurde, kam der Rest als Einfüllung in alte Sondierungen, in denen keine Mauern zulage gekommen waren. Es ist neben den eigentlichen Aufgaben der Grabung Aguntum nämlich auch ein besonderes Anliegen, das Ruinenfeld zu pflegen und in gefälliger Weise für den Besucher herzurichten: Dazu gehört vor allem die Wahrung eines kontrollierten Grasbewuchses um die einzelnen Gebäude; zwar nicht ganz, aber in diesem Ausmaß doch neu ist die bisher zumindest im Bereich der Therme praktizierte Erhaltung und Zurschau-Stellung der älteren Bauphasen, die dem Touristen, aber vor allem auch dem Fachmann die gesamte Entwicklung so weit

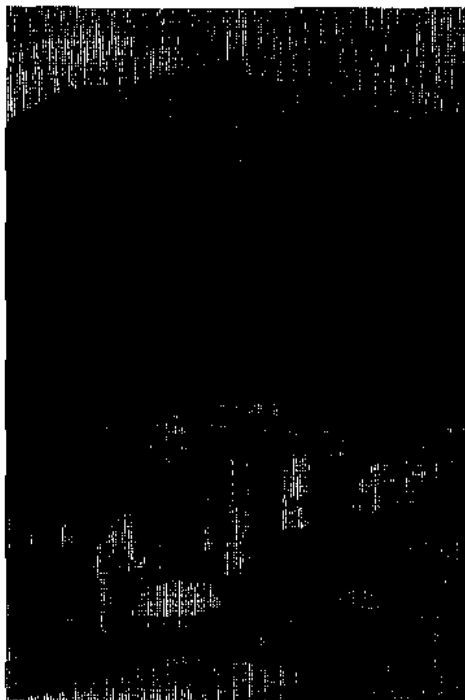
als möglich vor Augen führen soll (vergl. Abb. 1 und 6).

Neben der Geländearbeit war im Haus die Restaurierungswerkstätte unter F. Prascaits ständig in Betrieb, wo sowohl ältere als auch die neu hereingekommenen Fundstücke nach Bedarf konserviert oder restauriert wurden: Einen besonderen Platz nahm dabei die Wiederherstellung des Rärenschildes (s. Abb. 3) ein, der mit einer Lösung getränkt und dann zusammengesetzt werden mußte. R. Meric, beschäftigte sich mit der Rekonstruktion des ehemaligen Mosaikbodens des Tepidariums (des lauen Raumes) von Therme I, dessen zerschlagene Stücke im Füllschutt unter dem Tepidarium von Therme II schon in den Vorjahren zulage gekommen waren: In der Tat gelang es, das System annähernd sicher herauszufinden; dem guten Auge von F. Prascaits war es dann aber zu verdanken, daß sich durch Zusammenfügung zweier Fragmente die Dimensionierung der Felder ergab (Abb. 12). Das Mosaik besteht nur aus weißen und schwarzen Steinen, die maximal 0,015 m im Quadrat messen.

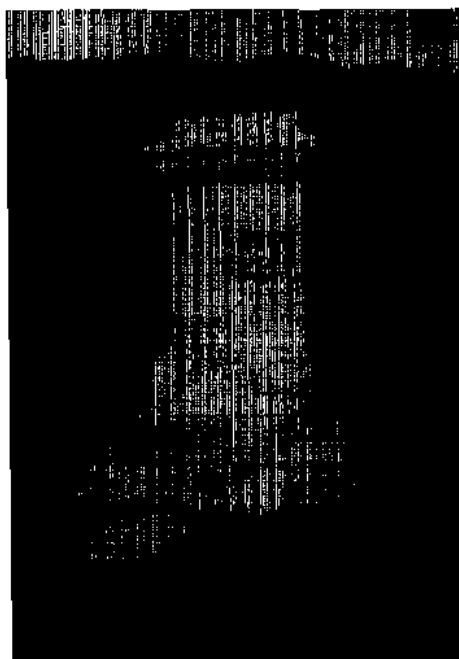
Im Vorjahre waren - wie bereits berichtet - in Dölsach, südlich der Margarethen-Kapelle, Teile eines römischen Grablagers gefunden worden, der an der hier vorbeiführenden Ausfallstraße nach Teurnia (bei Spittal/Drau) stand. Zwischen den Kampagnen war schon mit der zeichnerischen Rekonstruktion begonnen worden, die auf genauen Messungen und Beobachtungen der Oberflächen (Dübellöcher, Anriffslinien etc.) beruhte<sup>14)</sup>. Im Berichtsjahre war es aus zeitlichen, vor allem aber finanziellen Gründen nicht mehr möglich, nach dem noch fehlenden Mittelstück mit der Inschrift zu



(Abb. 12) Zeichnerischer Rekonstruktionsversuch (Detailschema) des Mosaikbodens des Tepidariums von Therme I (nach R. Meric)



(Abb. 13) Die Aufstellung der Teile des Grabaltars.



(Abb. 14) Der neu aufgestellte Grabaltar.  
Bildautorin: 1 bis 12 und 14 St. Karwiese,  
13 M. Prascalls

suchen; dies mußte auf das kommende Jahr verschoben werden. Dafür aber wurde das Monument jetzt schon östlich neben dem Grabungshaus in seiner alten Gestalt aufgerichtet (Abb. 13, 14), wobei vorläufig anstelle des originalen Mittelstückes weiße Ziegel verwendet wurden. Es bleibt zu hoffen, daß eine Nachgrabung am Fundort gestattet wird, und der fehlende Block tatsächlich ans Licht kommt.

An mehreren Wochenenden unternahm der Grabungstab nun schon zur Tradition gewordene Ausflüge in die Täler des Bezirkes, nicht nur, um die landschaftlichen und kulturellen Schönheiten derselben kennenzulernen und zu bewundern, sondern insbesondere, um nach möglichen Spuren der Antike bzw. ihrer Nachfolgezeit zu suchen. Denn es ist von größter Bedeutung, in die Erforschung einer Stadt auch deren Hinterland einzubeziehen. Tatsächlich sind in Osttirol an unzähligen Stellen deutliche Anzeichen einer kelto-romanischen Besiedelung anzutreffen, die sich in Geländeformen, Flur- und Ortsnamen, aber auch Sagen und manchem Brauchtum zu erkennen geben. Hierher gehört auch, daß Dr. Manfred Skopec, Mitarbeiter von Frau Prof. Dr. Marla Hornung, von der Grabungsleitung mitbetreut wurde: So konnte Aguntum sein Interesse an dem gerade im Entstehen begriffenen Ortsnamenbuch von Osttirol (Hornung) zum Ausdruck bringen, sind doch von dieser Seite viele Hinweise auf römische Orte etc. zu erwarten.

Ein weiterer Schwerpunkt ergab sich in einer verstärkten Öffentlichkeitsarbeit: So gelang es endlich, entlang der Bundesstraße 100 je eine Hinweistafel im Bereich von Dölsach und Nußdorf aufzustellen, so daß nicht nur die zufällig Vorbeifahrenden auf Aguntum aufmerksam gemacht werden,

sondern vor allem auch jene, die danach suchen, wirklich hingeleitet werden. Dem nun schon seit Jahren deutlich immer mehr zunehmenden Besucherstrom - 1972 konnte zum ersten Mal die Zahl 5.000<sup>15)</sup> überschritten werden - wurde mit einem „Tag der offenen Tür“ (12. und 13. August) Rechnung getragen: Es stellte sich dabei heraus, daß von Seiten der in Osttirol weilenden Fremden ein äußerst reges Interesse an der Attraktion Aguntum besteht<sup>16)</sup>. Der Erfolg der Aktion war groß genug, um für 1973 schon heute ähnliches planen zu können.

Von ganz besonderer Bedeutung war die Gründung des CURATORIUMS PRO AGUNTUM, dessen Patronanz Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Othmar Dobländer übernommen hat, und dessen Agenden Regierungsrat Hans Waschglar in dankenswerter Weise führt. Dieses Curatorium, dem auch noch andere prominente Persönlichkeiten angehören, hat sich zum Ziel gesetzt, das Interesse an der Ausgrabung Aguntum im Bezirk, aber auch über dessen Grenzen hinaus zu fördern und zu intensivieren, vor allem aber neue Geldmittel für dies verhältnismäßig schlecht dotierte Unternehmen<sup>17)</sup> zu beschaffen; die dazu notwendige Werbung (Vorträge, Veröffentlichungen etc.) wird gemeinsam mit der Grabungsleitung durchgeführt. Es bleibt zu hoffen, daß all dies dazu beiträgt, daß Aguntum in dem ihm zustehenden Rahmen begriffen und gefördert wird; möge es im besonderen und allgemeinen bewußt werden, daß hier ein historisches Juwel zu Füßen der Lienzer Dolomiten liegt, das auf keinen Fall nur lokale Bedeutung besitzt, sondern im Gegenteil für den gesamtösterreichischen Raum allein schon auf Grund seiner Individualität den Anspruch auf Einmaligkeit erheben kann!

Nach der Rentabilität darf man freilich nicht fragen, sie ergibt sich bestenfalls aus

der Befriedigung jenes romantischen Gefühls, das uns beim Wandeln durch altes Gemäuer und Muscen so seltsam ergreift: Aber gerade dieses ist es, was unser Leben in Strömungen durchzieht, und kaum einer vermag es zu leugnen; es ist die Sehnsucht nach Altem und Vergangenen, nach einer „guten alten“ Zeit, die immer noch sicherer und greifbarer ist als eine Zukunft, die noch niemand erlebt hat. Und so macht dieses Sehnen — ob bewußt oder unbewußt — letztlich unsere ganze Kultur aus, die keine wäre, würden wir heute schon das Gestern vergessen; nur auf seiner Grundlage werden wir unser selbst und unserer Welt bewußt, nur hier finden wir Antwort und Sicherheit, wenn auch nicht Lösung. Aus der Sicherheit, aus der Entdeckung des eigenen Standpunktes heraus aber gelingt es, nicht ahnungslos in die Zukunft treten zu müssen. Vergangenheit war immer und Zukunft ist immer, Gegenwart aber ist nie: Und wer nur in dieser zu leben versucht, wird zwischen den anderen zerrieben; wer nur nach Zukunft trachtet, wird davongetragen wie ein Baum ohne Wurzeln oder ein Vogel ohne Beine, der nicht mehr landen kann. Nur in der Synthese findet sich Rettung, allerdings auf der Grundlage eines festen und sicheren Fundamentes. So gesehen, verhilft uns alles, was nach unserer Vergangenheit forscht, zu einer Stärkung dieses Fundamentes. Unsere Aufgabe muß es sein, nicht nur eine solche Stärkung zuzulassen, dabei aber vielleicht die Beurteilung der Notwendigkeit irgendwelchen anonymen Kräften zu überlassen, sondern vor allem selbst in den Prozeß einzugreifen und entweder aktiv oder doch passiv an ihm teilzunehmen. Nur so erhalten wir die Garantie, daß der Klimax unserer Kultur nicht bloß nicht abstürzt, sondern sich auch nicht in sein Gegenteil verwandelt. Denn noch haben wir immerhin eine Kultur zu verteidigen.

Anmerkungen:

1) Die Zählung ergibt sich, wenn wir alle jene Jahre einbeziehen, aus denen entweder Nachrichten von antiken Funden oder eine Suche nach solchen auf dem Gebiet von Aguntum überliefert sind. In folgenden Jahren hat die Erde meist infolge von Naturereignissen Funde freigegeben: vor 1590, 1671, 1680, 1701, 1746, 1753, vor 1770. Ab dann wurde methodisch gesucht und auch schon gefunden: 1828, 1842, 1845, 1858-59 (Übernommen aus A. B. Meyer & A. Unterforcher, *Die Römerstadt Agunt, 1908*). Wirklich wissenschaftliche Untersuchungen wurden erst in unserem Jahrhundert vorgenommen: 1912-13 (R. Egger, I. Ploner), 1932-34 (E. Swoboda), 1950-55 (F. Miltner); seit 1956 W. Alzinger (seit 1966 zusammen mit St. Karwiese).

2) Der Grabungsleiter, Univ.-Doz. Dr. Wilhelm Alzinger nahm wegen einer Krankheit teil.

3) s. dazu Karwiese, OTHBI 1/40, 1972, Sp. 13 ff.

4) z. B. im Drachenloch (Schweiz), in der Petershöhle bei Velden und der Drachenhöhle bei Miltitz; sie alle datieren aus der letzten Zwischenzeit (190.000 - 115.000 v. Chr.). Jüngere Bärenhöhlen wurden bei Bad Aussee (Salzofenhöhle) und Istallokő (Ungarn) entdeckt, beide 30.000 v. Chr.

5) Die Zweifel daran s. bei R. Pittioni, *Die urgeschichtl. Grundlagen der europ. Kultur, 1949*, S. 88 f. Die Annahme von „Bärenkulten“ vertritt n. a. G. Siegmund, *Der Glaube des Urmenschen* (Dalp 361), 1962, S. 22 ff. (mit vielen Belegen).

6) Dies wird durch das sog. „Prinzipalopfer“ bekräftigt, das dem Herrn des Lebens dargebracht wird und natürlich nur in Intakte Gaben verlangt, s. Siegmund, a. a. O. S. 91 f.

7) Bei Plinius d. Ä., *naturalis historiae VIII*, 130, finden wir die Nachricht, daß die Hispanier das Hirn für giftig hielten. Offensichtlich hatte sich das altsteinzeitliche ad hoc-Tabu im Laufe der Jahrtausende bis in die historische Zeit soweit verändert, daß aus einem ehemaligen Verzicht ein Verbot und schließlich sogar völlige Ablehnung („Verteufelung“) wurde.

8) s. Karwiese OTHBI 12/38, 1970, Sp. 12.

9) Vgl. OTHBI 1/40, Sp. 19.

10) OTHBI 1/40, Sp. 10 und Abb. 6.

11) Meyer-Unterforcher, a. a. O. S. 86 f. mit Abb. 4, wo allerdings einige Unsicherheiten darüber besteht, was den genannten Fundort anbelangt. Die Nennung der Flur „Bruckers Maurarr“ (= Parzelle 32), d. i. eben unsere Fundstelle, muß uns aber der Zweifel entheben.

12) Es besteht natürlich auch die Möglichkeit, daß der Kaiserkult - obligat in jeder römischen Stadt - hier vollzogen wurde.

13) Ein Römer, wie in Trier, war er wohl eher nicht, da dortin viele Soldaten versetzt wurden, die vorher im Osten Dienst gemacht hatten, während Aguntum ja eine reine Zivilstadt war.

14) OTHBI 1/40, Abb. 7 (Karwiese) und Umschlagbild des Kurztextes „Aguntum 1971“ (Alzinger).

15) Bis Ende Oktober waren es insgesamt 5.316. In den vergangenen Jahren sahen Aguntum 1967: 2.303, 1968: 3.008, 1969: 3.064, 1970: 4.395, 1971: 4.540 Besucher.

16) S. dazu den Bericht von P. Duregger, OB vom 17. 6. 72.

17) Vgl. für das Vorjahr OTHBI 1/40, Sp. 21 f. Im Jahre 1972 wurde die Grabung wie bisher durch das Amt der Tiroler Landesregierung (65 63.000.-), die Erste Österreichische Sparkasse (65 6.000.-), die Gemeinde Lienz (65 5.500.-) das Landesfremdenverkehrsamt für Tirol (65 5.000.-), die Österreichische Länderbank (65 3.000.-), die Kammer der Gewerblichen Wirtschaft für Tirol, die Bank für Tirol und Vorarlberg und die Raiffeisen-Bezirkskasse Lienz (je 65 1.000.-) subventioniert; dazu kam nach einer Pause wieder ein Betrag vom Bundesdenkmalamt (65 30.000.-). Besonders wichtig war die alljährliche Zementspende (25 t) der Vereinigten Zementfabrikanten. All diesen Stellen sei hier herzlich gedankt! Die Summe von insgesamt 65 115.500 ist aber nichts im Vergleich zu dem, was benötigt würde; sie bedeckt mit Mühe die laufenden Kosten und nur einen Teil des Restaurierungsaufwandes. Alles andere, wie Beschaffung der Werkzeuge, Instandhaltung von Haus und Museum mit samt den Regien, Diebstahlsicherungen u. a. m. können davon schon gar nicht mehr bestritten werden, ganz zu schweigen von eventuellen Schutzbauten etc. Es ist klar, daß die genannten Ämter und Banken ohnehin schon genug geben (eine maximale Summe von 65 150.000.- wäre vielleicht noch denkbar), alles weitere aber müßte durch steuerfreie (!) private Spenden aufgebracht werden. Immerhin sind inzwischen schon einige solcher über das Curatorium pro Aguntum hereingekommen, sie werden in einem eigenen Rahmen gewürdigt werden.

Hans Ladstätter

## Mellitz-Bergl-Moos (Mellitzer, Bergler)

Die schichtartige Enge des Tales Defereggens im Bereiche der zur Gemeinde St. Veit gehörenden Rotte „Mellitz-Bergl-Moos“ ist die Mellitzklamm zwischen der Mündung des Durbaches und des bei der „Schmitten“ mündenden Birkerbaches in die Schwarzach. Sie war von jeher die gefürchtete Absperrung des Talweges, im Sommer bedroht von den Abbrüchen des stellen, bewaldeten Moränenhanges und von den Güssen aus dem Mellitz- und Mosergraben. Zur Winterszeit drohten die Lawinen aus den 3 steilen Gräben. Meterhohe Wälle gepreßten Lawinenschnees sperrten das Tal oftmals bis in den Sommer hinein ab. Nicht zu verwundern, daß diese Talsperre schon bei der Besiedlung Defereggens eine abwehrende Rolle gespielt hat.

Der nach den Flutkatastrophen 1665/66 durch die felsige Südflanke der Mellitzklamm geschlagene Straßentunnel bis zur Mitte der Klamm und die Überdachung der dort an den Nordhang hinüberwechselnden Talstraße haben die gefürchtete Schlucht überwunden und dadurch erst die Voraussetzung für die künftige Entwicklung der Region Defereggens geschaffen.

Bei der Stanzbrücke westlich des „Martha-Tunnels“ zweigt die Höhenstraße für die Sonnseite ab, die westwärts durch die Rotte Görttschach und ostwärts durch die Rotte Mellitz-Bergl-Moos führt. Diese Höhenstraße endet in der Fraktion Moos. Das Verbindungsstück von dort über die Gemeindegrenze zu Hopfgarten zur Rotte Lerch wurde 1965 von einer im Katastropheneinsatz stehenden Pioniertruppe des Bundesheeres als Nothfahrweg hergestellt und als „Barbaraweg“ bezeichnet. Er ist inzwischen bereits soweit verfallen, daß er nur noch als Wanderweg angesehen werden kann. Von Lerch an ist die breite Höhenstraße bereits asphaltiert. Sie mündet im Ortskern von Hopfgarten in die Talstraße.

Der Siedlungsraum in den sonnseitigen Hangverflachungen östlich des Durbachgrabens „In der Mellitzen“ gehört wie Rüttschitsch, Garlitzn und Griesen zu den frühesten Besiedlungen des Tales, wenn man von Döllach an der Pforte Defereggens absieht. Die Fraktion Mellitz ist nach dem Besiedlungszeitpunkt älter als Bergl und Moos. Der Name des jüngsten Siedlungsgebietes hat sich heute für die ganze Rotte durchgesetzt. (Rotte Moos). Einst wurde die ganze Rotte mit Mellitz bezeichnet. Die Bezeichnung „In der Mellitzen“ benennt das Gebiet zwischen Durbachgraben und Mellitzgraben. In der östl. Nachbarschaft breitet sich Ober- und Unterbergl aus. Unterbergl ist annähernd die Mitte der Rotte. Dort befindet sich die Volksschule für Mellitz-Bergl-Moos.

Der Durbachgraben wurde 1252 nach dem Kriege der Görzer Grafen gegen das Erzstift Salzburg als Landesgrenze zwischen der görzischen Rotte Görttschach (Gericht Virgen) und der salzburgischen Rotte Mellitzen (Gericht Windisch-Matrel) anerkannt. Die Zoll- und Mautstelle war durch Jahrhunderte hindurch am Westende der Mel-

litzklamm, dort wo heute die Brückenköpfe der ehemaligen „Außerstanzbrücke“ noch zu sehen sind. Der Durbachgraben wurde 1695 ortsgeschichtlich berüchtigt. Auf dem nächtlichen Heimwege vom Faschingstanz in St. Veit wurden 17 Leute aus der Rotte Mellitz (9 Bursehen und 8 Mädchen) von der Durbachklamm verschüttet. Die Leichen aperten erst im Sommer aus und wurden am 10. August im Bergfriedhof zu St. Veit beerdigt.

Die alte Schwalge Mellitzen, von alters her zur Grundherrschaft der Grafen von Welsberg gehörend, war stets in Vierteln freitiftlich vergeben. Diese Viertel entsprechen den heute bestehenden 4 Anwesen: Hausnummer 1 = „Hansen“, 1770 übernahm Hans Mellitzer das Anwesen mit einem Steuerwert von 830 fl (Hausname „Hansen“). Hausnummer 2 = „Similt“, 1788 übernahm Simon um 660 fl (Hausname „Similt“ zu Simon) Hausnummer 3 = „Miehlis“, 1774 übernahm Michael Mellitzer um 730 fl Steuerwert, Erbhof 1721. (Hausname „Miehlis“ zu Michael). Hausnummer 4 = „Anders“, um 1760 fl Andrä Kleinlercher („Anders“ zu Andreas).

Die jüngeren Schwalgen entern Mellitzgraben sind: Oberbergl (hinterm Berglerwald) und Unterbergl in der Hangverflachung hinterm Mellitzwald (Alter Flurname „Gampen“).

Das salzburgische Urbar aus dem Jahre 1560 verzeichnet als Freistifter des Amtes Windisch-Matrel: Peter und Balthasar an der Gampen, Wolfgang am Eckh, Peter an der Mellitzen, Jakob und Sigmund Kofler. Der Landesherr war also zugleich auch Grundherr.

Das salzburgische Urbar 1644 enthält Ober- und Unterbergl nicht mehr, da die Grundherrschaft inzwischen in den Familienbesitz der Herren von Lasser zu Zollheim bzw. an das Benefizium Taisten bei Welsberg übergegangen war. Die Freiherren von Lasser waren Erbpfleger des Amtes Windisch-Matrel fast durch 2 Jahrhunderte. Das Benefizium Taisten, 1492 gegründet, gehörte zur Erasmuskapelle in Taisten. Diese Stiftung hatte insgesamt 9 Bauerngüter in Defereggens.

Hausnummer 5: „Gut am Gampen“. (1768 Christian Oberwalder). Hausnummer 6 = „Gut am Bergl“, Hausname „Hüters“), 1750 übernahm Christian Kleinlercher mit dem Steuerwert von 400 fl. Das salzburgische Steuerbuch vermerkt; „sehr kalt und winterlämig“.

Hausnummer 8: = „Jouslis“, 1817 übernimmt Josef Kleinlercher, früherer Familienname Bergler, Heimat des Barockbildhauers Josef Bergler.

Hausnummer 10 = „Druntern“, 1785 Jakob Veiter. (Der „Untere“, unter Jouslis gelegen).

Die jüngsten Schwalgen in der Fraktion Moos mit den Hausnummern 11 bis 19 (Inner- und Außerklamm, Gasser, Vorder- und Hinterkühler, Latzler und Pirken) gehörten bis zur Verstaatlichung 1760 zur Grund-

herrschaft des Landesherrn, also zum Amte Windisch-Matrei „Köfefe“, Nr. 20, gehörte zur Grundherrschaft des Benefiziums Welsberg. (Heute Johann Mellitzer). Das salzburgische Urbar nennt die Urbarschwaiße und dazu 5 Rauten: Magonitzen-, Prästen-, Hürber-, Pirken- und Köfefe-raut. Das salzburgische Urbar 1644 verzeichnet den Christian Gasser an der Urbarschwaiße, den Lorenz am Moos, den Jakob Kofler am Gut „Köfefe“ und den Georg Großlercher am Gut an der „Pürkhen“.

Der Fraktion Moos gehört das Alnrecht hinter der Brunalm („Mooserberg“). Der Bergpfiff von der Brunalm zur Ochsenlacke und der Schleppliff von Pflötschenben aus sind größtenteils im Bereiche der Moosalm.

Im Bereich der Rotte Moos (Mellitz-Bergl-Moos) sind lediglich zwei Familiennamen als Wohnstättennamen entstanden: Mellitzer und Pergler (Bergler).

Zur Zeit der lutherischen Bewegung in Deferegg waren beide Namen sehr häufig, nicht nur im salzburgischen Bereich, sondern auch im tirolischen Deferegg. 1685 hatte Peter Pergler die halbe Schwaiße Oberegg in der Grobbrotte. Er wurde des Glaubens wegen ausgewiesen und ließ sich mit den Angehörigen seiner Verwandtschaft in Memmingen nieder. Die Vermögensabrechnungen der Ausgewiesenen enthalten die Namen: Peter, Urban, Max und Gall Pergler.

Aus der in Oberbergl „Jousls“ (heute Nr. 9, früher 15) verbliebenen Berglerfamilie stammt der bekannte Barockbildhauer Josef Bergler. Er wurde am 11. 3. 1718 in Oberbergl geboren. Sein Lebensweg führte über Lienz nach Salzburg und weiter nach Passau und schließlich nach Wien, wo er 1750 bei einem Wettbewerb aus der Hand der Kaiserin Maria Theresia den 1. Preis erhielt.

Von 1761 bis zu seinem Tode am 9. 8. 1788 war Josef Bergler „Hofstatuarius“ des Bischofs von Passau. In Salzburg und Passau sind seine Werke zahlreich erhalten. Einige seiner Erstellungsarbeiten sind in Deferegg geblieben: 2 Statuen in der Pfarrkirche St. Veit, 5 Holzfiguren und mehrere Holzreliefs an Wegkreuzen in der heimatischen Rotte Mellitz-Bergl-Moos. Der Familienname Bergler verschwand aus dem Entstehungsbereich mit dem Tode des Hans Bergler (1783), der in Oberbergl eine Achte Schwaiße innehatte, die an Jakob Veiter überging. In Gsaritzen übernahm 1695 Josef Bergler ein Viertel der Kleibüschswaiße, das „Watschergütl“. Seine Tochter Susanne Bergler heiratete 1713 den Christian Mellitzer aus der Ahnenreihe des Firmengründers Georg Mellitzer 1819/1881.

Damit sind wir beim Familiennamen Mellitzer, der - wie Sternberger - zu den häufigsten Familiennamen im mittleren Deferegg gehört, wie die im Jahre 1654 in St. Veit begonnenen Matrikelbücher zeigen. In den Namenslisten der ausgewiesenen Protestanten scheint der Name Mellitzer sehr häufig auf. Matthias Mellitzer hatte 1685 eine Viertelschwaiße an der Mel-

litz mit Behausung. Er wurde ausgewiesen und ließ sich in Stuttgart nieder. Sein Freistift ging um den Steuerwert von 935 Gulden an die Brüder Veit und Leonhard Mellitzer über. Die neuen Inhaber des Gutes an der Mellitzen waren die Söhne des Adam Mellitzer und der Gertrud Zatlamer.

In der tirolischen Rotte Feistritz verfielen die 3 Brüder Sebastian, Jakob und Balthasar Mellitzer der Ausweisung. Sebastian Mellitzer war Bauer am Krackenraut, seine beiden Brüder „Mithäuser“. 1685 ging der Krackenraut mit Behausung und Badstube an Gertrud Pallhuber aus Antholz über. (Krackenraut in Oberfelstritz hat heute den Hausnamen „Lackner“).

Sebastian Mellitzer hatte auch ein Sechstel der Milburgerschwaiße in der Unterfeistritz mit Behausung und Stockmühl am Großbach. Dieses tirolische Freistift zu

Schloß Bruck ging an Wallburg Gassmayrin aus Antholz über. Die 3 Brüder Mellitzer hinterließen 2 Kinder und Sachwert von 1041 Gulden. Sie zogen nach Schorndorf in Württemberg. Für den Abzug erhielten sie 150 Gulden. 7 Jahre später wurden ihnen 300 Gulden als Restzahlung durch Mittelspersonen nach Schorndorf überbracht. Alles andere waren Abzüge für die Verpflegung der Kinder u. a.

In Feistritz war noch eine Mellitzerfamilie für die Ausweisung bestimmt. Die Witwe Christine Mellitzer mit den Kindern Christian und Christine mußte 1685 ihr Gut an der Feistritz dem André Ramacher um den Steuerwert von 1340 Gulden übertragen lassen. Ausgewiesen wurde auch Oswald Mellitzer, dessen Reichtum nur 60 fl betrug. So ist der Familienname Mellitzer im Jahre 1685 aus der Feistritz verschwunden.

Schluß folgt

## Bücherschau

**Maria Hornung: Wörterbuch der deutschen Sprachinselmundart von Pladen-Sappada in Karnten, Italien.** Großquart, 525 Seiten, zahlreiche Illustrationen; Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Wien, Graz, Köln, Kommissionsverlag der Österr. Akademie der Wissenschaften. Preis S 600.

Über die kulturellen Verhältnisse der deutschen Sprachinsel Pladen veröffentlichte Frau Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung bereits im Jahrgang 1960 der Osttiroler Heimatblätter eine eingehende Studie.

Im vorliegenden umfangreichen Wörterbuch über die leider immer mehr verschwindende Mundart der Pladner verwendete die Autorin zu den eigenen Erhebungen auch die von Rechtsanwalt Dr. Peter Sartor, Schlosser, (gestorben 1950) nachgelassenen einschlägigen Sammlungen.

Der Aufbau des Wörterbuches erfolgte alphabetisch, sodaß sich auch der Laie ohne Schwierigkeit zurechtfindet.

Allen den vielen Feinheiten der lautgesetzlichen, sprach- und wortgeschichtlichen Forschung vermag der Nichtgermanist freilich kaum zu folgen, aber für ihn sind dafür die auffallenden und engen Zusammenhänge zwischen der Mundart des Oberpustertales, Villgratens und Tiliachs mit der von Pladen, die durch die erwähnten Forschungen aufgedeckt und festgehalten wurden, von hohem Interesse.

Diese Übereinstimmungen sind überraschend; einige wenige Beispiele mögen dies nachweisen: Hier wie dort ist die Ggörre ein weibliches Mutterschaf, die Mulle eine hornlose Ziege, Tötte steht für Paie, Tote für Patin, Kumpf für Wetzsteinbehälter, Nigle für ein kleines Schmalzküchel, Taän für Nadelholzzweig, Tschuppe für kleinen, verküppelten Nadelbaum, Rise für baumfreien Hangstreifen im Wald, der zum Holztreiben genutzt wird, Spette für gespaltenen Holzteil, Afl für Eiter, Lunte für kleine Spalte, Kulte für Herde und viele weitere Entsprechungen.

Noch sollen etwa tausend Personen von Pladen den deutschen Dialekt daheim sprechen, aber ihre Zahl geht zurück. Verbindungen zu den Gebieten, aus denen die

Leute von Pladen stammen, d. h. aus denen sie vermutlich im 13. Jahrhundert ins oberste Piavetal zusiedelten, wurden in den letzten Jahren hergestellt, vor allem zu Innervillgraten.

Das vorliegende wertvolle Wörterbuch sollte im oberen Pustertal und dessen Nebentälern besonderes Interesse wecken und den einen oder andern ermuntern, gelegentlich die Sprachinsel Pladen, die über Sexten und Kreuzberg von uns aus leicht zu erreichen ist, zu besuchen, um die freundlichen und bescheidenen Pladner kennen zu lernen. W

**Aus dem Namengut Mitteleuropas; Kulturberührungen im deutsch-romanisch-slawischen Sprachraum; Festgabe zum 76. Geburtstag von Eberhard Kranzmayer.** Herausgegeben von Maria und Herwig Hornung. Nr. 53 der Kärntner Museumsschriften, Klagenfurt, 1972; Preis S 120.--.

Zum 75. Geburtstag von Eberhard Kranzmayer gaben Maria und Herwig Hornung eine Festgabe heraus, in der eine Reihe namhafter Sprachforscher zu Worte kommt: Peter Aramias, Bromma/Schweden, schreibt über Gewässernamen im Baltischen und Slawischen; Vladimir Georgiev, Sofia/Bulgarien, über rätsche Personennamen; Maria Hornung, Wien, über die deutsch-romanisch-slawischen Berührungszonen entlang der südlichen Sprachgrenze des österr.-bair. Mundartraumes. Weiters schenken mit Beiträgen auf: Alexander Iasatschenko, Klagenfurt, Mieczyslaw Karas, Krakau/Polen, Giovanni Pellegrini, Padua/Italien, Karl Puchner, München, Jaroslav Rudnycky, Winnipeg/Kanada, Rudolf (Schütze), Münster/BRD, Ernst Schwarz, Erlangen/BRD, Paul Zinsli, Bern/Schweiz.

Schon allein die internationale Zusammensetzung der genannten Autoren beweist, wie bekannt und anerkannt der nunmehr emeritierte Jubilar als Sprachforscher, vor allem als Ortsnamen- und Mundartforscher, ist. Die vorliegende Festgabe ist eine ehrlich gemeinte Verneigung vor dem Altmeister der österreichischen Namenforschung. W

**Die Schriftleitung der Osttiroler Heimatblätter**

wünscht allen Mitarbeitern, Freunden und Lesern ein glückliches Jahr 1973